

Palma de Mallorca

von
Jan Hein Donner

Das Meer ist schwarz, genau wie die Gestalt vor mir. Wir stehen an einem unendlich breiten Strand, ich und entsetzliche Mann vor mir, dessen riesenhafte Figur die Sonne verdüstert, so daß kein Lichtschimmer mehr zu mir durchdringt. Ich bin am verbluten, die Blutflecken im Sand sind schwarz wie das Meer. Ich sterbe einen unendlich langsamen Tod. Wochen, Monate, Vierzig Jahre.

Als ich erschrocken wach werde, fällt mir sofort ein, daß ich gegen Smyslow spielen muß, und ich stelle fest, daß es schon dreiviertel vier ist.

„Russen“ sind schwere Gegner für mich. Ich kann nicht begreifen warum, aber ich habe noch keinen von ihnen geschlagen, und Smyslow ist für mich der Allerschwerste.

Die Angst, daß er zaubern kann, raubt mir jede Kraft. Keine Vernunft kann mich davon überzeugen, daß sein Läufer nicht mehr wert ist als mein Springer, genau so wenig wie sein Springer nicht stärker ist als mein Läufer.

„*Du bist zu emotional*“ sagen Leute, die es gut mit mir meinen und denken, daß es so etwas wie einen „kühlen Verstand“ gibt. Sie wissen nicht, daß das „animale rationale“, das denkende Tier, jeglichen Gedanken abgeben wird und daß diese Aktivität immer auf der Basis einer elementaren Haltung, einem Gefühl beruht. Der Philosoph, der weiß, daß man schweigen muß, worüber man nicht sprechen kann, bekennt diese Scham. Verzweifelt ist der Wissenschaftler, der sich an die Methode hält. Mutig der Revolutionär, der die Welt verändern will.

Die Vorstellung eines gefühllosen Verstandes, einer „frei schwebenden Intelligenz“ kann nur von Leuten stammen, die sich ihrer eigenen Gefühle nicht mehr bewußt werden konnten, denn was sie fühlten, war Feigheit. Ich bin nicht feig, sondern ängstlich. Zum großen Vorteil der Repräsentanten der heldenhaften Sowjetmenschen. Ohne Zweifel gerade deswegen, weil sie etwas repräsentieren und dadurch über sich hinauswachsen. Ich dagegen stelle nichts dar, und damit sind mein Läufer und mein Springer sich selbst überlassen.

Die Partie gegen Smyslow beginnt um vier Uhr. Der Spielleiter schlägt auf den Gong und setzt die Uhren in Bewegung. Eine andere Zeit hat zu laufen begonnen.

Der Außenstehende will immer wissen, was du denkst, wenn du so hinter dem Brett sitzt. Ich hatte mal vor, darüber ein Buch zu schreiben. Einfach zwei Partien und bei jedem Zug im inneren Monolog, was mir dabei im Kopf vorging. Eine Partie, die ich in sechzehn Zügen verliere. Um alles wiederzugeben, was ich mir dabei gedacht habe, könnte ich zweihundert Seiten füllen. Die tief berechneten Varianten, die geschickt ausgelegten Fallstricke, die brilliantesten Fundstücke.

Die nächste Partie, die ich in sechzig Zügen gewann, sollte freilich leere Seiten über die Züge bringen. Höchstens einmal ein Fluch oder ein Schimpfwort, aber weiter nichts, auch keine Varianten, denn wenn du gewinnst, denkst du nicht. Zu denken beginnst du erst, wenn etwas schiefgeht, dann tritt das Selbstbewußtsein auf, die Selbstkritik und die Psychologie.

In Palma ging alles schief. Was Remis sein hätte sollen, ging verloren, und was eine Gewinnstellung war, wurde Remis. Manchmal verschleuderte ich eine einem einzigen Zug einen ganzen Punkt.

Fünfeinhalb Punkte hätte ich mehr haben können, und in der Welt dessen, was „hätte sein können“, war ich also der Sieger, den Larsen hatte am Schluß 13 Punkte und ich 8. Aber gerade diese Diskrepanz zwischen Wirklichkeit und Möglichkeit ist jener Riß, der zeigt, daß etwas nicht in Ordnung war.

Alles ging schief, ja, aber nicht der Nachmittag, der Abend und die Nacht gegen Smyslow. Neun Stunden dauerte der Kampf, die Partie mußte selbst am nächsten Tag noch fortgesetzt werden, aber zum Schluß gewann ich sie. Das war noch zu Beginn des Turniers. Vielleicht war es die Verwunderung über mein eigenes Können, die mir den Rest des Turniers verleidet hat.



Alexander
Münninghoff

Hein
Donner

1927-1988

Jedenfalls war es ein angenehmes Turnier. Aus ganz Europa waren wir vor dem Winter geflüchtet und landeten in Mallorca im Schnee, was sehr ungewöhnlich ist auf diesen Inseln. Aus großer Gastfreundschaft waren mit den Spielern auch die Frauen und Kinder eingeladen. Unter Spielern wurde kaum über Familienangelegenheiten gesprochen, und von vielen war mir unbekannt, daß sie den Status eines Familienvaters besaßen, aber die unmittelbaren Beweise davon quietschten und krächten laut hörbar, denn draußen hatte es weniger als Null Grad und gab es Schnee. Boris hat ein Söhnchen, das die Nasenflügel auch schon so stolz hinaufzieht, seine Frau hat er in Buenos Aires getroffen, in dem Jahr, als sie Miss Argentinien war. Sozusagen Champions unter sich.

Ramon hat in Spanien die einzige Frau gefunden, die ihm in der Länge keinen einzigen Zentimeter nachsteht. Sie ist eine blonde Kolossin. Drei Töchterchen haben sie. Etwas schüchtern werden sie mir vorgestellt: Mercedes, Marta und Gemma. Gemma?

Fünfzehn Jahre zuvor zogen Ramon und ich, schöner und magerer als jetzt, durch Nordspanien von Casino zu Casino, wir gaben Simultanpartien und klapperten kleine Turniere ab: Barcelona, Tarragona, Berga, Vitoria, Bilbao, San Sebastian.

Es spielte remis mit dem Vereinsvorsitzenden und ich mit dem Kassierer; auf diese Art machten wir uns viele Freunde. Unsere Spur auf der Landkarte dürfte einen Unwissenden launisch vorkommen, und doch hielten wir festen Kurs, nur der Stern, auf den wir uns zu bewegten, hatte Launen. Sie war noch keine sechzehn und sang und tanzte Flamenco. Sie war klein und hatte ein Profil, wie ich es sonst nur auf Kameen gesehen habe. Sie hieß Gemma, und Ramon war in sie verliebt. Er wollte sie, wie die Spanier sagen. Sie wurde von ihrer großen und resoluten Mutter bewacht, die sie keinen Moment allein ließ. „Die müssen wir bestechen mit einem kleinen Zigarren- oder Parfümgeschäft“, wußte Ramon. Der Kontakt zwischen den Geliebten bestand eigentlich nur aus Briefen. Ramon hat sie mir alle vorgelesen. Seine eigenen Briefe fand er schöner als die ihren, und er war nicht wenig stolz darauf „Wenn ich die Sonne wäre, dann würde ich mir wünschen, daß du das Meer bist, dann kann ich dich überall küssen“. Er fand, daß er Shakespeare in nichts nachstand. Ihre Briefe waren sachlicher. Sie beklagte sich, daß er am vorigen Abend bei ihrem zweiten Auftritt weniger aufmerksam war als während der ersten Show. Aber sie war geschickt darin, die Mutter abzulenken, so daß sie Gelegenheit hatten, miteinander zu plaudern. Das Ende dieser Liebe habe ich nicht mehr miterlebt. Zwei Jahre später lief mir Ramon in Südamerika wieder über den Weg. Er schwor, niemals wieder nach Spanien zurückzukehren. Erst nach Wochen begriff ich, was geschehen war. Es war ihm durch eine Kombination von großer Geduld und grimmiger Beharrlichkeit schließlich geglückt, die Mutter zu überlisten und zu dem Mädchen durchzudringen. Als ihr Sohn geboren wurde, bot er ihr als Mann von Ehre seine Hand an, aber sie lehnte ab und behauptete, daß das nie ihre Absicht gewesen sei. „Sie hat nie mich gewollt, sondern nur ein Kind“, sprach der sehr Betrogene in seinem gebrochenen Stolz. Seinen Sohn sah er nur in der Zeitung, denn Gemma machte große Karriere, und gegenwärtig ist ihre Schönheit auf den Kinoplakaten zu bewundern. Sie ist ein Star geworden in der spanischen Filmwelt.

Ramons Frau Gemma, in jeder Hinsicht das Gegenteil, ist lieb, blond und groß. Söhne kriegt er nicht mehr, aber dank ihrer jüngsten Tochter hat er ihr das vergeben.

Wir sind älter geworden und weiser, weniger eitel vielleicht.

Mallorca ist ein internationales Stück Europa. Dort triffst du alle möglichen Leute. Edward G. Robinson beim Morgenspaziergang, und zu Mittag mußt du flink auf die Seite springen, damit du nicht von Haile Selassies Auto überfahren wirst. Ich saß auf einer kleinen Terrasse und las White Goddess von Robert Graves, als ein großer, aber schlanker Mann mit einem breiten spanischen Hut auf den weißen Haaren vorbeikam, an mir vorbei eintrat und ein Glas Wein bestellte. Ich erkannte ihn natürlich sofort. Und da hatten wir es wieder: Ein anderer würde froh aufgesprungen sein und sich höflich dem großen Mann vorgestellt haben. „Gerade saß ich da und las in ihrem schönen und bezaubernden Buch“. Dann hätte sich ein tiefgehendes Gespräch entwickelt, und das wäre vielleicht der Beginn einer interessanten Bekanntschaft „Kommen Sie doch einmal bei mir vorbei, es ist immer angenehm mit einem

intelligenten Menschen zu sprechen“, würde der große Gelehrte und Künstler beim Abschied sagen. Das würde ein anderer tun. Ich dagegen bekam einen feuerroten Kopf und versteckte hastig das Buch, aus Angst, der Schriftsteller könnte es sehen. Diese Panik mag man kindisch finden, aber ich bleibe dabei, daß der Fehler bei ihm lag. Große Schriftsteller müssen tot sein. Wir haben nichts von ihrem Leben. Im Gegenteil hat ihr Werk, solange sie noch leben, etwas Unfertiges. Es ist noch nichts Endgültiges gesagt, sie können noch etwas verändern oder genauer erklären. Das tut dem Werk Abbruch. Nein, ich hatte schon Recht, als ich es nicht wagte, ihn anzusprechen. Was hätten wir auch zu bereden gehabt?

(„Palma de Mallorca“ erschien in Avenue, April 1968. Autorisierte Übersetzung aus dem Niederländischen von Anni und Chrilly Donninger für den Schachkalender 2007, Seite 45 bis 48).